

dtv

Valeria ist eine unerschütterlich missmutige alte Jungfer. Sie ist stolz auf ihr schönes Haus und den wundervollen Garten in einem kleinen Dorf, das von der Moderne übersehen wurde, irgendwo in der ungarischen Steppe. Alles andere ist ihr zuwider. Das Neue, das Alte, das Fremde, das Vertraute. Das Gemüse auf dem Markt ist ihr nicht knackig genug, die Bauern, die um Ibolya in ihrer immer geöffneten Taverne herumscharwenzeln, sind so nichtsnutzig wie die Christdemokraten, die protzigen Kapitalisten und dieser linke Schimpanse von einem Bürgermeister mit seiner langbeinigen, kapriziösen Frau. Alle sind sie stilllos. So wie Menschen, die pfeifen. Valeria würde niemals pfeifen.

Das alles war nicht immer so. Die Alten im Dorf erinnern sich noch an eine andere, schöne Valeria, und nach all den Jahren bedauert mancher noch immer, einst nicht um ihre Hand angehalten zu haben. Da trifft Valerias Blick eines Tages den des seit langem verwitweten Töpfers, und tags darauf trägt sie ein geblümtes Kleid, streicht sich das Haar aus dem Gesicht und lächelt den Leuten auf der Straße zu. Hat sie den Verstand verloren? Alle sind sich einig. Ein Skandal. Das Dorf spricht über nichts anderes mehr. Und schon bald gerät das Leben aller durcheinander.

Marc Fitten wurde 1974 in Brooklyn geboren und wuchs auf in der Bronx. Seine Eltern sind Immigranten aus Panama. Er publizierte in verschiedenen amerikanischen Zeitschriften, u. a. eine Kolumne im *Esquire*. Die Georgia State University gewährte ihm das Paul Bowles Fellowship for Fiction. Derzeit ist er Herausgeber der *Chattahoochee Review*, Atlantas ältestes literarisches Magazin. ›Valerias letztes Gefecht‹ ist sein erster Roman.

Marc Fitten

Valerias letztes Gefecht

Roman

Aus dem Englischen
von Claudia Wenner

Deutscher Taschenbuch Verlag

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de



2011 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

© 2008 by Marc Fitten

Titel der amerikanischen Originalausgabe:

«Valeria's Last Stand»

Published by Bloomsbury USA, New York

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2009 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlaggestaltung: Ruth Botzenhardt unter Verwendung
eines Fotos von plainpicture/Brice Hardelin

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-14007-2

Für Zita

Die bescheidenen Geschichten
des Herzens lassen sich nicht vergessen
zugunsten der großen Geschichten der Völker.

Milan Kundera

Erstes Buch

I

Valeria pfiff nie und hielt auch nichts von Leuten, die pfiffen. Pfeifen war etwas für Grobiane, das hatten sie achtundsechzig Jahre Lebenserfahrung gelehrt. Jemand, der pfiff, war unzuverlässig und verantwortungslos, träge und vulgär. Metzger pfiffen. Bauern auch. Statt sich um ihre Felder zu kümmern oder andere Pflichten zu erfüllen, die ihnen als Bauern oblagen, saßen sie mit bierbenetztem Kinn in der Dorfkneipe, pfiffen der Schlampe hinterher, der die Kneipe gehörte, und erzählten unanständige Witze. Da war sich Valeria sicher.

Und der Metzger war eindeutig der schlimmste Pfeifer. Er pfiff seinen Kunden direkt ins Gesicht, blies seinen stinkenden Atem jedem, der zu ihm kam, in die Nase. Wer montags beim pfeifenden Metzger vorbeischaute, musste ein paar Tage später in die Klinik.

Daran dachte Valeria, als sie frühmorgens die Fugen ihres Verandabodens schrubbte. Sie war sich sicher, dass die Königin von England nicht pfiff. Auch der ungarische Präsident pfiff nicht. Sie ging die sowjetische Geschichte rückwärts durch: Trotzki mochte gepfiffen haben; Lenin gewiss nicht, und Stalin pfiff nur, wenn er wütend war. Die späteren Sowjetführer pfiffen nie, nicht einmal Gorbatschow. Und Jelzin? Bei dem Gedanken an Russlands Staatsoberhaupt drehte sich Valeria der Magen um. Ja, entschied sie, Jelzin pfiff vermutlich.

Und vor den Kommunisten oder Reformkommunisten, oder wie sie sich heutzutage nannten, hatte es die Adligen gegeben, die auch nie pffiffen. Die Habsburger bestimmt nicht. Bei der Vorstellung musste Valeria lachen. Ein pfeifender Habsburger!

Mit dem Handrücken wischte sie ein einzelnes Blatt weg. Sie erinnerte sich an das Pfeifen des Dorfbürgermeisters und fluchte.

Es war zwar nur ein einziges Mal vorgekommen, außerdem wusste er nicht, dass man ihm nachspionierte. Doch Valeria beobachtete ihn. Sie mochte ihn nicht. Sie hielt nichts von seinem protzigen deutschen Wagen und seiner jungen Schickimicki-Braut. Für sie war der Bürgermeister nur ein geschickt dressierter Schimpanse, obwohl er viel taktloser und beschränkter war als ein Menschenaffe.

Valeria seufzte. Der Bürgermeister war, wie er war – wie alle aus seiner Generation. Die Jüngeren waren heutzutage alle taktlos. Seitdem die Sowjets Ungarn verlassen hatten – ohne jegliches Zeremoniell, dürfte sie ergänzt haben –, hatte sich das Land wie eine billige Gangsterbraut an den Westen herangemacht. Mit der Selbstachtung war es tatsächlich bergab gegangen. Junge Männer tauchten aus dem Nichts auf. Sie fuhren teure Wagen und verkehrten mit teuren, langbeinigen Frauen, die abgesehen von Sex zu nichts taugten und keinerlei Beitrag zur Verbesserung der Gesellschaft zu leisten imstande waren. Revolutionärinnen waren sie ganz gewiss nicht. Mit ihren schmalen Hüften und kleinen Brüsten konnten diese dümmlichen androgyn wirkenden Sexbomben nicht einmal die Revolutionäre von morgen gebären. Valeria stellte sich die Braut des Bürgermeisters beim Gebären vor und musste lachen. Zierrat! Nur als Dekoration taugten die neuen Frauen heutzutage. *Man muss sich das mal vorstellen*, dachte Valeria, – zuzulassen, dass man mit derselben Verachtung behandelt wird, die

Kinder der Weihnachtsdekoration entgegenbringen, wenn sie schnell an ihre Süßigkeiten und Geschenke wollen. *Allein die Vorstellung!* – zuzulassen, dass man einfach so beiseitegeschoben oder gewalttätig zu Boden geschmissen oder an eine Wand geschleudert wird, oder dass man bestenfalls und nur mit viel Glück bis zum nächsten Weihnachtsfest in eine Schachtel gestopft wird. Valeria schüttelte den Kopf. Stell dir das vor! Eine ganze Frauengeneration, die getrimmt wurde, ihr gesamtes Innenleben abzuknipsen und nur noch jederzeit die Beine breitzumachen.

Valeria schrubhte energischer, das Gesicht gerötet.

Unterdessen, dachte Valeria, schlugen sich der Bürgermeister und seine Kumpane anerkennend auf den Rücken. Ihre Bankkonten füllten sich ... die Herren bliesen den Bürgern Rauch ins Gesicht und wagten es ganz unverfroren, den ganzen stinkenden Flohzirkus eine Demokratie zu nennen. Verglichen mit den jovialen Kapitalisten, die für Ungarns *neue und verbesserte* freie Marktwirtschaft die Verantwortung trugen, waren die Kommunisten echte Philosophenkönige gewesen.

Valeria spuckte auf den weißen Fleck Vogeldreck und kratzte ihn mit ihrem kurzen Fingernagel weg.

Sie wischte sich über die Stirn. Dem neuen System war nichts mehr heilig, und darin lag für sie das Problem. Es rief Verachtung hervor. Die breite Masse braucht etwas Unantastbares, und selbst Stalin wusste das. Wer sich angemessen um sie kümmern und sie ernähren will, muss ein Opium für sie haben! Doch die Kapitalisten gingen rücksichtslos über alles hinweg. Sie betatschten und befleckten alles, und selbst ganz belanglose Dinge beugten sich dem Druck des Marktes – ihre geliebten brasilianischen Seifenopern beispielsweise wurden von gellender Reklame für französische Intimtücher und Toilettenpapier unterbrochen! Warum? Wer gestattete das? Was sollte das? Wieso waren gellend

laute Werbespots – viel lauter als das Programm – so laut, dass man ihnen nicht entkam, selbst wenn man aufs Klo ging, wo man sie immer noch hörte. Wieso waren gellend laute Werbeblocks – vier Stück in der letzten Sendung – Teil der Demokratie? Es war unbegreiflich ...

Und zu allem Überfluss war der Bürgermeister auch noch jemand, der piff!

Gott sei Dank, dachte sie bei sich, dass sie in einem kleinen Dorf wohnten, tief in der Steppe, mitten im Niemandsland – ach, wie dankbar war Valeria dafür. Sie hatte die Gewissheit, dass selbst das laute Pfeifen des Bürgermeisters auf taube Ohren stieß. Wenn der Bürgermeister – der nur ein überschlauer Bauer war – pfeifen wollte, machte das nichts aus; niemand Wichtiges würde ihn hören und schlechter über das Dorf denken – wenn die Queen oder der ungarische Präsident den Bürgermeister tatsächlich einmal aus der Ferne pfeifen hören sollten, während sie einander Briefe schrieben, dann würden sie vielleicht kurz aufblicken und sich wundern, das leise Pfeifen aber sofort achselzuckend für den Wind halten, der irgendwo weit weg über ein Zuckerrübenfeld strich – das blecherne Pfeifen des Bürgermeisters wäre für ihr Ohr so belanglos wie das welke Laub, das auf vergessenes Jagdgebiet fiel, so belanglos wie der Kandelaber, der in ihrem Arbeitszimmer flackerte.



Seit einer Weile brachte der Bürgermeister Fremde mit ins Dorf. Als hätte er intuitiv gewusst, dass er Zuhörer brauchte. Investoren nannte er sie. Früher war fast nie jemand von außerhalb durch ihr Dorf gekommen, so war es gewesen, seit Valeria auf der Welt war. Sie erinnerte sich noch daran, wie sie als kleines Mädchen mit Freunden deutsche Panzer am Horizont entlangrasen sah, die auf dem Weg nach Russland waren. Dann sah sie, wieder am Horizont, britische

Panzer dazustoßen. Die Phalangen schlugen ein paar Tage aufeinander ein. Noch später, als Teenager, sah sie drei Tage lang eine russische Panzerparade am Horizont, die nach Budapest fuhr. Kein einziger Panzer kam je in ihr Dorf. Sie suchten sich immer wichtigere und interessantere Ziele, die zu besetzen sich lohnten. Eigentlich war das eine große Erleichterung, aber manche empfanden es fast als Beleidigung. Das schiere Desinteresse – nicht nur der Panzer – hinterließ bei den Dorfbewohnern tatsächlich so große psychische Schäden, dass sie sich, als die neue Schnellstraße gebaut wurde, hartnäckig gegen ein Schild aussprachen, das zu ihrem Dorf führte.

»Zu uns zu kommen, ist keinem das Benzin wert«, sagten manche.

»Wir haben schließlich nur *eine* Thermalquelle«, sagten andere. »Die Touristen gehen besser nach Balaton.«

Die Zigeuner, die die Straße bauten, zuckten die Achseln und überreichten den Dorfbewohnern das blaue Straßenschild, das sofort in der Dorfkneipe aufgehängt wurde.

Doch nichts bleibt, wie es war. Und der Bürgermeister hatte die Finger überall im Spiel. Anscheinend kamen jetzt die ganze Zeit Fremde zu Besuch.



Valeria betrachtete ihr Werk und nickte. Die blauen Kacheln waren sauber und funkelten. Die Fugen waren schneeweiß. Sie stellte den Eimer auf die Zementstufen. Ein Kind hatte ihr angeboten, sie anzustreichen, aber sie hatte nein gesagt. Ihr genügte es, wenn sie sauber waren. Sie zog den Schrubber aus dem Seifenwasser und nahm die Stufen in Angriff. Unweigerlich musste sie an den Bürgermeister denken und fluchte wieder.

Was nach und nach aus dem Dorf wurde, hatten die Leute sich selbst eingebrockt – schließlich hatten sie den Bürger-

meister gewählt. Die Dorfbewohner hatten ihm diesen Posten verschafft. Ihre Nachbarn! Ein völlig unmoralischer, unzuverlässiger, uninformierter Haufen, Leute, die ihre Glanzzeit hinter sich hatten, Alkoholiker, Pädophile, Perverse, ledige Mütter, Waschlappen, Zigeuner, lauter Irrsinnige, wie man sie sich schlimmer kaum vorstellen konnte. Und sie übertrieb nicht. Immerhin hatte sie ihr Leben lang im Dorf gelebt. Sie kannte die Dorfbewohner bis ins Kleinste – alles träge, unzufriedene, unbeholfene Leute, bis zum letzten Schmuddelkragen, zur letzten Dickmadam und zum letzten Rotzlöffel. Und sie alle hatten lächelnd und nickend an dem Hebel gezogen, der einen Mann an die Macht gebracht hatte, dem sie nicht einmal ihren Müll anvertraut hätte.

Sie machte den Abwasch.

Valeria sah sich nicht als Spielverderberin. Ganz und gar nicht. Wie eine Kerkermeisterin hatte sie immer einen Schlüsselbund bei sich, den sie manchmal gerne schüttelte. Wenn sie sich freute oder zufrieden war, zog sie, statt zu pfeifen oder zu lächeln, an der Schnur um ihre Hüften, bis die Schlüssel – es waren fast hundert – aneinanderklirrten. Sie fand das höchst angemessen für eine Frau ihres Alters und es machte ihr Spaß.



Bevor es hell wurde, verließ sie ihr Häuschen und ging zum Markt. Wie seit vielen Jahren kam sie dort mit vorgeschobenem Kinn und Eulenaugen an, als die Sonne gerade herauskam. Sie hielt ihren Korb fest in der Hand und schob ihn wie einen Rammbock vor sich her. Sie marschierte durch die Menschenmenge und fand nichts dabei, wenn sie anderen Frauen ihre fleischigen Ellbogen in die Rippen stieß oder lauten Kindern an den Mund oder langsamen alten Männern in den Rücken. Wenn sie so die letzten Kutteln für ein paar Forint weniger bekam oder einen frischen

Karpfen erstehen konnte, so frisch, dass er noch mit der Schwanzflosse aufs gestoßene Eis schlug, würde sie sich mit den Ellbogen einen Weg durch die Menge bahnen oder die anderen mit dem Korb rammen und dann ihre Opfer obendrein noch anschreien.

Die Händler, die auf den Gehsteigen vorne Trödel verkauften, beachtete sie nicht. Sie hatte nichts übrig für chinesische Ghettoaster, polnische Elektronik, deutsche Kassetten oder Aluminiumpfannen. Sie ignorierte die nachgemachten Turnschuhe, die sich nach Farben geordnet auftürmten. Lieber ging sie, so schnell sie konnte, an alledem vorbei, ins Markttinnere, wo die Stände waren, auf denen die Nachbarn ihr Obst und Gemüse feilboten.

Dort wurde sie zum Raubvogel. Sie inspizierte die große Halle genauestens, lief umher und untersuchte jede Ritze. Auf dem Markt wurde gehandelt und Valeria verhielt sich entsprechend. Höflichkeitsfloskeln kamen dort für sie noch weniger in Frage. Sie feilschte und schimpfte wie ein Magnet und kaufte dann wenig oder gar nichts.

Sie stach mit dem Finger in die aufgetürmte Ware ihrer Nachbarn und stupste und berührte die orangefarbenen Möhren, die weißen Karotten und weißen Rüben, die gelben Kohlrüben, die Tomaten, die Petersilie, die Birnen und den Spargel. Valeria brauchte nichts von alledem, weil sie ihr Gemüse selbst anbaute. Sie sah sich nur alles genau an und prüfte die Qualität.

Ihre Nachbarn schüttelten den Kopf über sie. So war es jeden Tag, und manche verscheuchten sie sogar.

»Lassen Sie meine Ware in Ruhe«, sagten sie. »Warum fassen Sie alles an?«

Valeria beachtete sie nicht und inspizierte das Gemüse beiläufig weiter.

»Die mit der schlechtesten Ware beklagen sich immer am meisten«, antwortete sie.

Wenn Valeria auf Gemüse stieß, das ihr nicht gefiel oder das ihrer Meinung nach nicht verkauft werden sollte, sah sie die Marktfrau scharf an, die belämmert zurückstarrte, und schüttelte dann den Kopf.

»Das wollen Sie doch wohl nicht verkaufen?«

Die Marktfrau wurde rot, ob vor Ärger oder aus Verlegenheit, war schwer zu sagen.

Doch alle reagierten sie gleich.

»Sie spinnen. Lassen Sie die Finger von meinem Gemüse.«

»Aber Sie können das doch nicht verkaufen!«

»Warum nicht? Gehen Sie jetzt.«

»Das würde ich nicht mal meinen Schweinen vorsetzen«, sagte Valeria. »Damit können Sie jemanden vergiften.«

Ein paar Kunden blieben stehen und hörten zu, und die Marktfrau schüttelte den Kopf und lächelte sie an.

»Valeria, an meinem Gemüse gibt es nichts auszusetzen. Ich habe es in meinem Garten gezogen und esse es selber.« Die Marktfrauen lächelten. Doch ihre Blicke waren zorn erfüllt.

Valeria roch dann am Gemüse und schüttelte den Kopf.

»Wie alt ist das?«

Die Marktfrauen waren sprachlos.

»Warum riecht es nach Urin?«

Die Marktfrauen zuckten die Schultern.

»Lassen Sie etwa Ihre Katze draufpissen? Sie gehören ins Gefängnis«, sagte Valeria und zog an ihren Schlüssel.

Sie verdarb das Geschäft. Obwohl die Dorfbewohner Valeria nicht mochten, gestanden sie ihr zu, dass sie sich auskannte. Jeden Morgen wusste jeder auf dem Markt sofort, wer verdorbene Ware verkaufte.

Nur selten sah Valeria Obst oder Gemüse, das von besserer Qualität war als ihr eigenes. Auch dann sah sie die Marktfrau scharf an, nickte anerkennend und fragte sie: »Wie heißen Ihre Eltern?« Die Marktfrau nannte ihr die

Namen und Valeria nickte wieder und kramte in ihrem Gedächtnis. Dann gratulierte sie der Marktfrau, kaufte das Gemüse, nahm es mit nach Hause und untersuchte es. Wenn sie konnte, hob sie die Samen auf und kreuzte ihr eigenes fast perfektes Gemüse damit.

Bei Fisch und Fleisch kannte sich Valeria genauso gut aus. Keine Marktfrau war vor ihr sicher. Wenn Valeria vorbeikam, versteckten selbst die Gewürzhändlerinnen sicherheitshalber alle Gewürzmischungen, die schon älter waren. Seit sich das Land dem Westen geöffnet hatte, gab es sogar in Zivatar neue Obst- und Gemüsesorten. Zwischen den Kartoffelbrauntönen und Spinatgrüns, die bisher zu sehen gewesen waren, leuchteten jetzt wie Weihnachtslichter Orange- und Rottöne. In den berausenden ersten Tagen des Kapitalismus, als exotische Früchte noch etwas Neues waren, kamen Leute, die sonst fast nie auf den Markt gingen, nur um sich die Ananas anzusehen. Valeria interessierte sich nicht für ausländisches Obst und Gemüse, vor allem weil sie es nicht selbst anbauen konnte, aber auch, weil es ihr zu sinnlich war. Tropische Früchte barsten beinahe vor Fruchtfleisch und Saft. Sie waren klebrig und hemmungslos. Die erste Banane, die Valeria in der Hand hielt, empfand sie als Beleidigung.

»Wie können Sie so scheußliche Dinger auf dem Markt verkaufen?«, fragte sie.

»Das ist eine Banane, Valeria, das wissen Sie doch. Probieren Sie mal.«

Valeria warf einen kurzen Blick darauf und schüttelte den Kopf.

»Die probier ich nicht. Das ist was für Affen.«

»Nein. Der Bürgermeister kauft dauernd welche. Sie schmecken gut. Hier, probieren Sie mal.«

Valeria nahm einen Bissen und musste zugeben, dass sie gut war. Doch tropische Früchte brachten sie durcheinan-

der. Abgesehen von einer gelegentlichen Banane ließ sie die Finger davon. Außerdem waren sie unglaublich teuer. Nur die jungen Kapitalisten konnten sie sich leisten. Zur Vorliebe des Bürgermeisters für Bananen kam, wie Valeria beobachten konnte, dass seine Braut immer säckeweise Orangen kaufte. Unmengen. Das war Protzerei. In der guten alten Zeit teilte sich eine Familie an Weihnachten eine Orange. Eine einzige Orange war ein Festschmaus. Valeria war sicher, dass es in den meisten Familien immer noch so war. Wie lange brauchte eine steckendürre Frau, um einen Sack Orangen zu essen, fragte sich Valeria. Und wieso erlaubte der Bürgermeister seiner Frau, mit mehr Make-up als Kleidern am Leib aus dem Haus zu gehen? Eine Frau mit glitschigem Mund, langen Beinen und Hüften, die kaum der Rede wert waren, trug einen Sack teurer Valencia Orangen ... wie weit war es auf der Welt gekommen?

Selbst amerikanisches Gemüse war verdächtig. Valeria untersuchte das Gemüse aus Amerika gründlich. Auf der Kiste stand: Rote Paprika aus Kalifornien. Sie kaufte eine Paprika, nur um zu sehen, wie amerikanische schmeckten. Besonders angetan war sie nicht davon. Die Paprikaschote sah zwar gut aus, sie war groß und sauber, ohne Flecken und kam bestimmt aus einem Treibhaus; doch als sie zu Hause einen Eintopf damit kochte, war sie von ihrem faden Geschmack enttäuscht – keinerlei Schärfe, nichts als Stickstoff.

Manchmal hatte Valeria zu viel Gemüse im Garten. Dann ging sie noch früher auf den Markt, baute einen eigenen Stand auf, ordnete ihre Gemüsesorten nach Farben und verkaufte sie zu einem hohen, aber angemessenen Preis. Sie verkaufte immer alles. Obwohl die Dorfbewohner Valeria nicht mochten, zweifelten sie nicht an der Qualität ihrer Ware. Ihr Obst und Gemüse war nie zu weich, nie angefault und roch niemals nach Katzenurin.

Valeria zog es auf ihren zwei Hektar Land. Das waren dreihundert Hektar weniger, als ihr Großvater besessen hatte, bevor die Kommunisten ihm alles wegnahmen. Doch das Land reichte aus, um sie durch den Winter zu bringen und ihr Vieh zu ernähren. Alles, was darüber hinausging, war ihr Gewinn. Valeria fand, dass sie sich ihren Sarkasmus leisten konnte. Und sarkastisch war sie oft.

Aber als sie eines Tages gerade die braunen Stellen auf den Gurken einer jungen Frau untersuchte, blickte sie aus irgendeinem Grund auf. Zwei Gänge weiter, direkt vor ihr, stand ein Mann mit dem Gesicht zu ihr. Sie kannte das Gesicht, hatte es aber noch nie betrachtet. Es gehörte dem Dorftöpfer – einem Witwer. Er aß eine Banane, die er in seiner kräftigen Hand mit den sich verjüngenden Fingern hielt. Mit der anderen Hand brach er Pilzhüte ab, gab sie der Verkäuferin, die sie in eine braune Papiertüte fallen ließ und abwog. Valeria stockte fast der Atem, als sie seine prächtige Haltung sah. Sie fragte sich, warum er ihr noch nie aufgefallen war.

»Wunderbar«, sagte sie etwas zu laut.

Die Gurkenverkäuferin atmete auf.

»Haben das alle gehört? Habt ihr gehört, was Valeria von meinen Gurken hält? Sie sind jetzt fünf Forint teurer als vorher.«

Valeria machte ein finsternes Gesicht. »Ich hab nichts –«

»Doch«, unterbrach sie die Frau. »Ich hab's genau gehört. Sie hatten sie in der Hand, haben sie angesehen und dann aufgeblickt und gesagt ›wunderbar‹, einfach so, als wären Sie verliebt.«

Valeria starrte die Frau wütend an und räusperte sich. Sie ließ die Gurke fallen, ging auf den Töpfer zu und inspizierte ihn von oben bis unten. Er hatte weiße Haare, die unter seinem Hut hervorkamen und die Ohren bedeckten. Sein Schnauzbart war ebenfalls weiß ... und sauber. Er sah wie

ein alter preußischer Offizier aus und trug sogar einen Tornister mit einem Riemen quer über die Brust. Valeria merkte, dass sie rot wurde. Sie kam sich albern vor – eine alte Jungfer, die rot wurde. Der Töpfer blickte auf und die beiden sahen sich an. Er nickte und lächelte übers ganze Gesicht. Er musste sie erkannt haben, dachte sie. Als er auf sie zukam, hielt sie den Atem an, doch dann lief er dicht an ihr vorbei. Einen Moment lang stand Valeria wie versteinert da. Sie hatte Angst, er könnte verschwinden, bevor sie etwas gesagt hatte, und so lief sie hinter ihm her und verließ den Markt früher als gewöhnlich. Das hatte sie seit fünf- und zwanzig Jahren nicht mehr getan, und es blieb nicht unbemerkt.

»Also, habt ihr das gesehen? Wenn sie sich den Krallen will, muss sie aber was an sich tun«, sagte eine der Marktfrauen.

»Da hast du recht, aber dazu braucht sie nicht mehr als die richtigen Kleider, Lockenwickler und eine gute Hautcreme«, sagte eine andere Frau. Es stimmte. Mit den Jahren hatte Valeria immer weniger aus sich gemacht. Die Dorfbewohner waren an ihre Grimassen und ihr Feixen gewöhnt; und daran, dass sie laut fluchte und sie dann mit Kastanien oder was ihr sonst in die Hände kam, bombardierte. Nur jemand, der in der Stadt fremd war, mochte hinter Valerias finsternen Blicken oder unter ihrer Schürze möglicherweise ihre verborgene Schönheit entdecken. Es müsste jemand sein, der nicht das Geringste von ihrer Vergangenheit wusste. Die Vergangenheit war das größte Hindernis zwischen Valeria und den Leuten von Zivatar. Mit ihrer Niedertracht hatte sich Valeria im Lauf der Zeit immer mehr Verachtung eingehandelt.

Es hieß beispielsweise, Valeria habe aus Wut die Kirchenglocken abgeschnitten. Jeder, der so etwas getan hätte, wäre geächtet worden. Keiner wusste es ganz genau, aber die